



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1916. \* Nr. 49

Beilage zum  
**Sadamarer Anzeiger.**  
 Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

## Die Ebersburger.

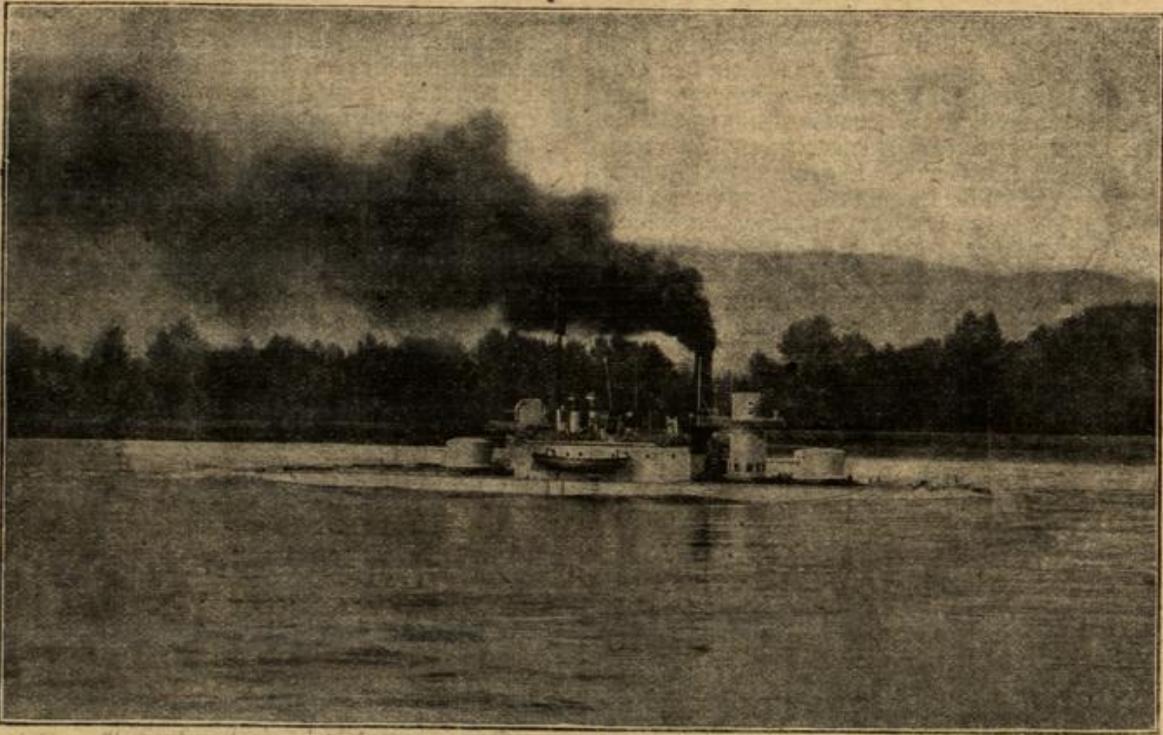
Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rikel (Mainz).  
 (Fälschung.) (Nachdruck verboten.)

**R**onnte man somit Herrn Burthard Limpurg als einen der wenigen Menschen bezeichnen, denen schon in der Wiege ein glückliches Lebenslos bestimmt ist, so schien er auch in ganz besonderer Gunst bei dem waltenden Schicksal zu stehen. Erhaben über den Kleinlichen Sorgen des Alltags stehend, floß sein Dasein in sonnenhellem Glück hin, das nur ein einziges Mal durch den vor Jahren erfolgten Tod seiner Gattin getrübt wurde. Hatte auch das Dahinscheiden der treuen Lebensgefährtin ihn in tiefe Trauer versetzt, so war Herr Burthard Limpurg doch nicht der Mann, der sich durch das unabänderliche auf die Dauer innerlich unterjochen ließ und so die er den schweren Schicksalsschlag unter dem Einfluß der allmächtigen Zeit überwunden, zumal er in seiner einzigen, innig geliebten Tochter Herlinde Ersatz für die Dahingegangene fand, daß er sich nach wie vor eines glücklichen Familienlebens er freuen durfte.

Wenig bis vor Jahren, zu dem Zeitpunkt, welchem eine Fahrt nach Leipzig unternommen hatte, welcher dann in Ebersburg Maubritzeriet und einem glücklichen Befreiungste. Auf die Weise der Gemeinschaft worden, das entlich der gemeinen mntnis; wollte

mann, der in ganz Frankfurt wegen seiner herrlichen Stimme und wegen seinen vielen lustigen Streichen in gutem Andenken stand, in gedachter Weise den reichen Herrn Burthard Limpurg verpflichtet, so wäre er doch gewiß mit dem Genannten nach Frankfurt zurückgekehrt, wo man ihn mit Ehren überhäuft hätte! Statt dessen blieb er der Heimat und seinem greisen Vater, dem Herren Dienste! Was sollte das bedeuten? Sollte an den von den Allerklügsten verbreiteten Gerüchten doch etwas Wahres sein, nach welchen sich zwischen den Herzen des schmuden Soldnerführers und der schönen Herlinde, der Tochter des Ratsherrn, zärtliche Beziehungen angeknüpft hätten, die selbstredend von Herrn Burthard nicht geduldet werden konnten? Man hatte schon früher einmal ein Glöcklein läuten hören, das verkündete, daß des Ratsherrn Töchterlein ein Auge auf den schönen Nachbarnsohn geworfen habe, aber das war doch müßiges Gerede alter Ratschbasen gewesen, denn Herlinde hatte doch ihren Vater auf jener Fahrt nach Leipzig begleitet, um dort, wie es hieß, einem reichen Patriziersohn als Gattin zugeführt zu werden. Darans

war ja nichts geworden, da die räuberischen Ebersburger dieser Reize ein gar schnelles Ende bereitet hatten, aber die geplante Heirat kam auch nicht zustande, als wenige Monate nach jener verunglückten Fahrt der Leipziger Freier in eigener Person in Frankfurt erschien. Er war ein zierliches Herrlein von artigen Sitten, Herr Erasmus Ebenfried, dem man auf hundert Schritte seinen Reich-



Einer der österreichisch-ungarischen Donau-monitore. (Mit Text.)

Der junge Soldnerführer Welf Hillechhofen, der damals den von Maubrittern angerannten Warenzug begleitete, den geleiteten Ratsherrn mit List von der Ebersburg entführt habe, dieser Annahme widersprach der Umstand, daß Welf Hillechhofen nicht nach Frankfurt zurückgekehrt, sondern in die Dienste des kaiserlichen Abtei Fulda getreten war. Hätte der junge Reiters-

tum ansah, in so losbaren Gewändern stolzierte er herein und gar manche Jungfrau hätte wohl mit Freuden ihre Hand zum Ehebunde in die seine gelegt, aber der schönen Herlinde Limpurg schien er nicht willkommen zu sein, denn unverrichteter Dinge zog er nach einigen Tagen wieder ab. Darüber hatte alles vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen und

Die gewagtesten Gerüchte gingen über die Tochter des Rathsherrn um. Die einen wollten wissen, daß die Sache mit dem nicht zurückgekehrten Welf Hilleschoten zusammenhänge, während andere behaupteten, der Schreden über das auf der Leipziger Fahrt bestandene Abenteuer habe so nachhaltig auf die Jungfrau gewirkt, daß sie gemüthsfrank geworden sei. So viel war gewiß, daß das frühere harmonische Verhältnis zwischen dem Rathsherrn und seiner Tochter nicht mehr waltete; man sah Herrn Burthard nur mit finsterner Miene herumgehen und wenn man Herlinden, der früher so fröhlichen, lebensprühenden Jungfrau begegnete, dann konnte man einen stillen Leidenszug auf ihrem lieblichen Antlitz wahrnehmen, der auf innerliches Siechtum schließen ließ. Die Engel des Friedens und Glücks, die alle die langen Jahre her das Limpurgische Haus beschirmten, schienen dasselbe seit der Heimkehr von Vater und Tochter für immer verlassen zu haben.

Die Leute kamen mit ihren Vermutungen in der That der Wahrheit nahe. Der Gemüthszustand seiner Tochter machte Herrn Limpurg die schwersten Sorgen. Jeden Verkehr mit ihren Altersgenossinnen und jede ihrer Jugend zustehende fröhliche Zerstreuung ängstlich vermeidend, lebte Herlinde still dahin, ohne jemals mit einem Worte der Vergangenheit zu gedenken. Teilnahmslos erfüllte sie die ihr im Hause obliegenden Pflichten und hatte für jeden Versuch ihres Vaters, sie aufzuheitern, nur ein trübes Lächeln, dessen Ausdruck Herrn Burthard das Herz zerschchnitt. Vermochte es doch auch die allmächtige Zeit nicht, das beängstigende Wesen der Tochter zu ändern, vielmehr schien diese immer tiefer in Schwermut zu versinken, so daß der Vater ernstlich für das körperliche Wohl seines geliebten Kindes fürchtete und deshalb den alten Medikus Storkelin um Rat gefragt hatte. So sehr sich Herlinde wehrte, mußte sie sich den Besuch des hochgelahrten Herrn gefallen lassen, aber dieser vermochte eine körperliche Erkrankung nicht festzustellen, sondern sprach in vielen gelehrten Ausdrücken von einem offenbar vorliegenden seelischen Leiden, besonders von der schwarzen Melancholie, die wohl imstande sei, die Lebenskräfte der mit ihr Behafteten zu untergraben. Das einzige Heilmittel dagegen sei, der Ursache der seelischen Erschütterung auf den Grund zu gehen und dieselbe mit allen Mitteln aus der Welt zu schaffen. Dieser Rat war wenig nach Herrn Burthard Limpurgs Geschmack. Die Goldgulden, die er für denselben an den berühmten Medikus entrichtet, hätte er sparen können, denn die Ursache der tiefen Schwermut Herlindens kannte er ganz genau, hatte aber durchaus nicht die Absicht, dieselbe in einer die Tochter befriedigenden Weise zu beseitigen. Als aber Herlinde die Werbung des von Leipzig gekommenen Herrn Erasmus Ebenfried trotz aller Vorstellungen standhaft zurückwies und dem Vater drohte, daß sie sich ein Leid antun würde, wenn er sie zu dem ihr verhassten Ehebande zwingen wolle, da begannen sich in dem Alten trotz seines Unwillens doch mit der Zeit mildere Gefühle zu regen und er wehrte den Gedanken, in Welf Hilleschoten den künftigen Eidam zu sehen, nicht mehr mit der früheren Hartnäckigkeit ab, um so weniger, als die in Frankfurt verbreitete Kunde von Welfs kriegerischen Taten auch zu seinen Ohren drang und ihm Anerkennung abnötigte. Immer mehr kam das väterliche Gefühl bei ihm zum Durchbruch, das ihm gebot, das Lebensglück seines sich in Gram verzehrenden Kindes zu begründen, und kam es sogar so weit, daß der stolze Rathsherr sich mit seinem Nachbarn, dem greisen Waffenschmied Werner Hilleschoten, dem er sonst beim Begegnen nur einen steifen Gruß gegönnt hatte, in vertrauliche Gespräche einließ und ihn zu den Erfolgen seines Sohnes beglückwünschte.

So standen die Dinge, als der neugewählte Kaiser Rudolf in Frankfurt seinen Einzug hielt und längere Zeit daselbst verweilte, um Kriegsvölker gegen den aufrührerischen Böhmenfürsten Ottokar um sich zu scharen. Die Strenge, mit welcher der Kaiser seit Beginn seiner Herrschaft gegen das Räuberunwesen im Lande vorgegangen, hatten ihn zum Liebling des Volkes gemacht und zahllos waren die Beweise der Liebe und Verehrung, die ihm von den Frankfurtern dargebracht wurden. Verstand es Rudolf von Habsburg doch auch wie selten ein Fürst, sich durch einfaches, leutseliges Wesen beliebt zu machen und war man sich doch bewußt, daß in ihm dem deutschen Reiche wieder ein Hort des Rechtes erstanden war — des Rechtes, vor dem die rohe Willkür des Stärksten sich beugen mußte. Die Macht, der auf ihren festen Schlössern sitzenden Adeligen war von dem Kaiser gebrochen worden und viele der ritterlichen Räuber mußten ihre zahlreichen Freveltaten mit dem Leben büßen, denn so wohlwollend und mild Kaiser Rudolf den friedlichen Untertanen begegnete, so hart und schonungslos verfuhr er gegen diejenigen, welche es wagten, sich gegen das Gesetz aufzulehnen und den gebotenen Landfrieden zu brechen. Er hatte mit dieser Strenge in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht, daß der Landmann wieder ruhig seinem Berufe nachgehen konnte, ohne befürchten zu müssen, der Früchte seiner Tätigkeit beraubt zu wer-

den, daß der Wanderer in Sicherheit seine Straße zog und das ganze Volk wieder frei aufatmen konnte — kein Wunder halb, daß das Lob des Herrschers von allen Zungen erklang und alle Welt ihn als den Wiederhersteller der Ordnung segnete.

Im großen Saale des Römer pflegte Kaiser Rudolf alltäglich Recht zu sprechen und arm und reich stand es frei, vor seinem Stuhle zu erscheinen und seine Sache vorzubringen. Groß stets der Andrang des Volkes, das sich auf dem Römerberg sammelte, um dem Einzug des Herrschers beizuwohnen und mit brausenden Heilrufen zu begrüßen; heute aber schien etwas ganz Besonderes erwartet zu werden, denn die Massen rangten sich bis hinunter an den Main und tief in die umliegenden Gassen lösten sich auch nicht auf, trotzdem der Kaiser mit seinem Gefolge schon vor einer Stunde den Römer betreten hatte. War es denn schon geworden, daß heute ein Sohn der Stadt Frankfurt — der greisen Waffenschmieds Werner Hilleschoten Einziger — der Dienste der fürstlichen Abtei Fulda sich hohen Kampfeserwerbungen erworben hatte, mit den von ihm gefangenen Raubrittern, die überdrückten Ebersburgern und dem verschlagenen Bischof von Fulda diese auf das Gebot des Kaisers heute in Frankfurt einritt. Die die Harrenden wußten nicht genug den jungen Landsmann, Werner rühmen und von dessen Tapferkeit Wunderdinge zu erzählen. So konnte es nicht fehlen, daß sich ein ungeheurer Jubel erhob, als die Liebstrauengasse herab schmetternde Fanfaren erklangen und an der Spitze eines Fähnleins Reiter in den Fuldaischen Farben Welf Hilleschoten in schimmernder Rüstung dahergezogen kam und am Eingangstor des Römers Halt machte. Neben dem jungen Führer der reißigen Schar waren es hauptsächlich die gefangenen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Ihre Hände auf den Rücken gebunden, standen sie finstler blickend in der Mitte der Reissigen, die Mähe hatten, sie vor dem Unwillen der Menge zu schützen. Schmährufe wie: „Viel Glück zur Hochzeit des Seilers Tochterlein!“ — „Jetzt geht's um euren Hals, Herr Schelmentnechte!“ oder „Herr Rudolf wird mit scharfem Schwert den wilden Ebern ihre Haut brechen!“ wurden laut, und im bedrohlicher wurde der Lärm, so daß das Eingangstor hinter den Einziehenden geschlossen werden mußte.

Ein kaiserlicher Herold empfing den Führer der Schar in der Torhalle und führte ihn nebst den von den Wächtern umgebenen Gefangenen nach dem großen Saale, wo eine hinnte Menge von Rittern, Rathsherrn und Volkes versammelt war, die ehrsüchtig voll den Worten des Kaisers lauschte, der im Hintergrunde des Raumes, umgeben von seinem ritterlichen Gefolge, auf erhöhter Klause saß. Eben sagte der Herrscher zu den vorstehenden Ältesten des Rates:

„Vielliebe und Getreue! So möget ihr in eurer Weisheit denn den rechten Mann zu eurem Oberhaupt erwählen, deren würdig seines hohen Amtes ist. Ein Mann von wadrer deutscher Sinnesart, von klugem Geiste und tugendhaften Sitten, der für gemeinen Wohle seine ganzen Kräfte weihet — ein solcher Bewältiger ist euch als Bürgermeister vonnöten und nur einen solchen will ich mit kaiserlichem Briefe bestallen!“

Sich tief verneigend, ergriff der Älteste der Rathsherrn sein Wort: „Wir haben schon gewählt, erhabener Herr! Mit Stimme Mehrheit ging aus der Urne der Name eines Mannes hervor, der alle jene Tugenden vereint. Der Rathsherr Burthard Limpurg, die ist ein Sohn der Stadt, sowohl mit irdischen Gütern reich gesegnet wie auch mit einem klugen Sinn begabt. In seine Hände über wir vertrauensvoll das hohe Amt!“

„Der Rathsherr Burthard Limpurg — er ist nicht unter uns,“ fragte der Kaiser.

„Als der von uns Erwählte blieb er heute unserem Kreise fern,“ antwortete der Sprecher des Rates.

„Das ist ja wohl derselbe Rathsherr Limpurg, der vor Zeiten in die Gewalt der Ebersburger Ritter fiel und den ein für alle Söldner dann befreite?“ fragte der Kaiser weiter.

„Er ist's, erhabener Herr, und seinen Retter Welf Hilleschoten kennt in Frankfurt jedes Kind.“

„Welf Hilleschoten sagt ihr?“ Der Herrscher war sichtlich aufmerksam geworden. „Der Name ist mir nicht fremd! Von ihm Welf Hilleschoten ward mir berichtet, der sich als Feldhauptmann der fürstlich Fuldaischen Abtei im Kampfe mit jenen aben Söldnern mit hohem Ruhm bedeckte! Deshalb berief ich ihn zu meinen Diensten.“

„Welf Hilleschoten zählt zu Frankfurts Söhnen!“ bemerkte der Rathsherr stolz.

„Auch ohne dies besitzt er meine Gunst, noch ehe ich ihn Angeficht gesehen!“ sagte Herr Rudolf und fuhr dann fort:

„Doch was die Wahl des Rathsherrn Burthard Limpurg belangt, so will ich diese wichtige Frage wohl erwägen und morgen um die gleiche Stunde kund tun, was ich beschloß.“ Die Rathsherrn verneigten sich ehrfurchtsvoll und traten ab.

...end der Kaiser an den hinter ihm an einem Tische sitzenden  
 ...ler einige Worte richtete.  
 In diesem Augenblick stieg der Herzog, welcher Welf Hille-  
 schosen in die Saal geleitet hatte, mit seinem Stabe dreimal auf den  
 Boden und schritt mit seinem Zuge durch die rechts und links  
 machende Versammlung vor den Stuhl des Kaisers.  
 Welf Hille-  
 schosen überließ ein seltsames Gefühl, als er dem  
 ...altigen Manne gegenüberstand, dessen blaue Augen ihn mit  
 ... durchdringenden Blicken musterten. Es bewahrheitete sich  
 ... was der Volksmund erzählte — die Persönlichkeit Rudolfs  
 ... Habsburg übte eine zwingende Gewalt auf jeden ihm Gegen-  
 ... tretenden aus, so daß man in ihm einen Gottbegnadeten er-  
 ... te, der zum Herrlichen berufen war.  
 Einige Augenblicke schaute sich Welf unter dem auf ihm ruhenden  
 ... erblick befangen, dann erhob er frei das Haupt und erwartete  
 ... einer ehrerbietigen Verneigung die Anrede des Herrschers.  
 Diesem schien der stattliche junge Kriegermann zu gefallen, denn  
 ... wohlthuendes Lächeln umspielte seinen Mund, als er begann:  
 „Wenn mich nicht alles trügt, seid Ihr Welf Hille-  
 schosen noch eben hier die Rede war?“ Und auf eine bejahende  
 ... beugung des Angeredeten hin, fuhr der Sprecher fort: „Seid  
 ... willkommen, Welf Hille-  
 schosen! Mit Freuden grüß ich Euch, den  
 ... wohlthuendes Lächeln, von dessen wad'ren Taten ich so viel vernommen!“  
 „Mit Ehrfurcht nahe ich Euch, hoher Herr, und danke stolzen  
 ... für die Gnade, die mir gewährt, vor Euer erhabenes An-  
 ... zu treten!“ erwiderte Welf bescheiden.  
 „Meinen kaiserlichen Dank Euch abzutragen, ließ ich Euch  
 ...“ begann der Herrscher wieder. „So stelle ich es Euch  
 ... frei, Euch eine Gnade zu erbitten!“  
 „Erhab'ner Herr — ich tat nur meine Pflicht, wie sie mein  
 ... als, meines Empfinden mir gebot und das Bewußtsein, diese Pflicht  
 ... zu haben, trägt seinen Lohn in sich!“  
 „Ihr Fürwahr, mein lieber und getreuer Fürstabt Bertold hat Euch  
 ... zu viel gepriesen!“ versetzte der Kaiser mit dem Haupte  
 ... und. Was aller Welt als Tugend gilt, das nennt Ihr Pflicht!  
 ... ist die rechte deutsche Denkungsart, die jeglichem als Vorbild  
 ... gegeben sollte. Sie adelt Euch und macht Euch hoher Ehren würdig.  
 ... mit meinen kaiserlichen Dank entgegen — beugt das Knie.“  
 Von stürmischen Empfindungen durchwallt, gehorchte Welf  
 ... Gebote. Sich erhebend, löste der Kaiser das an seinem  
 ... hängende breite Schwert, erhob dasselbe und sprach feier-  
 ... „Kraft der von Gott mir verliehenen Gewalt, erteil ich Euch  
 ... Ritter-  
 ... dreimal die Schulter des Knienden mit dem Schwerte  
 ... felen, fuhr er fort: „Stehet auf, Herr Ritter Welf Hille-  
 ... schosen Eurem Kaiser ein getreuer Diener!“  
 Die so unerwartete hohe Ehrung wirkte auf Welf geradezu  
 ... überwältigend. Was er in seinen kühnsten Träumen nicht zu  
 ... erlangen gewagt hatte, wurde ihm hier durch die Gnade des Herr-  
 ... verliehen; weit über die von ihm erstrebte Höhe hinaus  
 ... sein Flug in eine Sphäre, die ihn zu den Großen des Reiches  
 ... stählte. War dies alles Wirklichkeit oder nur ein schöner Traum?  
 ... er hörte die Zurufe der den Kaiser umgebenden ritterlichen  
 ... Linien, die ihn zu seiner Erhebung beglückwünschte, sah die mächtigen  
 ... gesetzten Herrn Rudolfs mit einem wohlwollenden Ausdruck auf sich  
 ... blickten, und gewaltig sich fassend, erhob er sich, ergriß die ihm  
 ... ene Rechte des Herrschers und drückte sie an seine Lippen.  
 ... Laßt auch fürderhin die Pflicht Euch als das Höchste gelten,  
 ... der Kaiser fort, „dann wird Euch meine Gnade niemals fehlen!“  
 ... zurücktretend, ließ sich der Herrscher wieder nieder und gebot  
 ... Neugeadelten mit einer Handbewegung, in die Reihe der  
 ... Leute zu treten. Dann winkte er den Kanzler zu sich heran,  
 ... im ihm eine Meldung von diesem entgegen und wendete sich an die  
 ... gleichen Gesichtern inmitten ihrer Wache stehenden gefangenen  
 ... Hille-  
 ... Ritter.  
 Euch aber treffe des Gesetzes Schwere mit ihrer ganzen  
 ... Pflicht! Uneingedenk der menschlichen und göttlichen Gebote  
 ... von ihr die edlen Namen eurer Väter freventlich geschändet!  
 ... Himmel schreien eure Missetaten, die zu begeben sich der  
 ... adle Sarazene scheuen würde und während ihr euch gläubige  
 ... ich ihnen nennt, habt ihr im Wüten gegen eure Nächsten jeder  
 ... schenwürde Hohn gesprochen. Wer aber sich zum wilden Tier  
 ... merkwürdig und voller Gier nach Blut und Mord das Land durch-  
 ... , der darf nicht Gnade bei den Menschen hoffen. Dem  
 ... ch ihrer über Tod und Leben seid ihr versallen — bereitet euch  
 ... fortmeinen Stuhl zu treten.“  
 9. Ausklang.  
 und drückte schon die Anwesenheit des Kaisers dem öffentlichen  
 ... schloß der alten Reichsstadt einen Stempel auf, indem sie dasselbe  
 ... behafteter als in gewöhnlichen Zeiten erscheinen ließ, so hatte  
 ... Einbringung der gefangenen Ebersburger Raubritter durch  
 ... von Hille-  
 ... schosen und die dem jungen Helden durch den Kaiser

gewordene hohe Ehrung überall die freudigste Begeisterung erregt  
 und den unerhöplichsten Gesprächsstoff geliefert. In den Schen-  
 ken und Zunftstuben, auf den Märkten und in allen Gassen,  
 überall hallte das Lob des neugeadelten jungen Landsmannes  
 wieder, dessen Waffentaten im Volksmunde zur Riesengröße heran-  
 wuchsen und dem jedermann seine glänzende Laufbahn vorher-  
 gesagt haben wollte. Viele schätzten es sich zur hohen Ehre, mit  
 Welf Hille-  
 schosen in früheren Zeiten Umgang gepflogen zu  
 haben; selbst in den Kreisen der Patrizier erinnerte man sich plög-  
 lich, daß man dem ehemaligen jungen Söldnerführer stets sehr  
 gewogen gewesen war und daß der hohe Rat die Absicht gehabt  
 hatte, ihm einen der ersten Führerposten bei der Streitmacht  
 der Stadt zu übertragen. Diese Absicht wäre nur deshalb nicht  
 verwirklicht worden, weil Welf Hille-  
 schosen in die Dienste der  
 fürstlichen Abtei Fulda getreten war. Als Welf nach der ihm  
 heute morgen gewordenen Ehrung der Römer verlassen wollte,  
 um seinen guten Vater aufzusuchen, wurde er von den Herren  
 des hohen Rates umdrängt, die ihn mit Glückwünschen und  
 Freundschaftsbeteuerungen überhäufte, so daß sich seine ge-  
 hobene Stimmung noch steigerte. Er hatte gar keine Ahnung  
 davon gehabt, daß ihm in seiner Vaterstadt so viele herzliche  
 Freunde lebten und war stolz darauf, daß die vornehmsten Män-  
 ner der Stadt, die ihm früher nur mit Herablassung begegnet  
 waren, sich jetzt auf einmal gebärdeten, als wäre er von jeher  
 ihresgleichen gewesen. In seiner Unschuld dachte er nicht daran,  
 daß er alle die Freundschaftsver sicherungen nur der ihm zuteil  
 gewordenen Gunst des Kaisers verdankte; mit dem Günstling des  
 Kaisers wollte sich ein jeder auf guten Fuß stellen, war es doch  
 bekannt geworden, daß der Herrscher den tapferen Kämpen für  
 seinen persönlichen Dienst bestimmt hatte, so daß dieser stets in  
 der Nähe des Gewaltigen weilte. Erst sein Vater, der nach langer  
 Trennung den Sohn in inniger Bewegung in die Arme schloß,  
 klärte ihn nach der ersten Wiedersehensfreude über die eigen-  
 lichen Beweggründe der so plöglich erwachten Freundschafts-  
 gefühle der vornehmen Herren auf, und Welf mußte dem welt-  
 flugen Manne recht geben, aber sein Selbstbewußtsein wurde  
 dadurch nicht herabgestimmt, vielmehr hob sich dasselbe und er-  
 füllte ihn mit der frohen Zuversicht, daß ihm auch das so lang  
 ersehnte Herzensglück beschieden werde. —  
 (Schluß folgt.)

### So ein Wiedersehen!

Von Paul Bliß. (Nachdruck verboten.)

Wenn die wirklichen Herbstürme über diese beste aller Wel-  
 ten hinwegziehen und den Reigen der dünnen Blätter bunt  
 durcheinanderwirbeln, dann ist es an der Zeit, daß jeder  
 sogenannte anständige Mensch daran denkt, sich einen wärmen-  
 den Mantel zurechtzulegen, um dem kommenden Winter be-  
 ruhigt entgegenzusehen zu können.  
 So fand denn auch ich einen barmherzigen Schneider, der zu  
 meinem Talent so viel Vertrauen hatte, mir einen soliden und  
 eleganten Winterüberzieher pumpeweise zu liefern.  
 Stolz und ach, so behaglich, ging ich, angetan mit meiner  
 neuen „Pelle“, über die Straße; meine Bekannten grüßten mich  
 mit einer leisen Ironie, indem sie das neue Kunstwerk bewun-  
 derten; manch böshaftes Lächeln sah ich, und manche indiscrete  
 Frage nach Art und Herkunft des Mantels mußte ich geduldig —  
 als höflicher Mensch — ertragen, ja, ein sehr witziger Freund  
 fragte mich: „Hat denn dieser leichtfüßige Schneider keine Fa-  
 milie, an die er zu denken hat?“ — Kurz, mein Mantel wurde  
 soviel bestaunt und mit so neidischen Blicken bewundert, daß ich  
 nun erst recht stolz wurde, so ein Wunderwerk zu besitzen, und  
 in folgedessen — um all die lieben Freunde zu ärgern — noch  
 selbstbewußter auftrat und keine Gelegenheit vorübergehen ließ,  
 das Kunstwerk meines guten Schneiders — dem der Himmel ein  
 langes Leben schenken möge! — zur Schau zu tragen.  
 Eines Abends gehe ich in ein Gasthaus, um mich an einem  
 guten Schoppen zu laben. Vorsichtig, wie man im Herbst mit  
 seinem Mantel sein muß, hänge ich mein neues Besitztum un-  
 mittelbar neben meinen Platz an einen Haken und vertiefe mich  
 in das Studium meiner nächsten Umgebung.  
 Plötzlich tritt ein Mann ein, der einen braunen Mantel trägt.  
 Ich staune ihn an, — weniger den Mann als den Mantel; —  
 meine Blide sind wie gebannt, denn plötzlich kommt in mir die  
 Gewißheit auf: dieser Kerl dort, dieser Mensch mit dem un-  
 sympathischen Aussehen, der trägt deinen alten Mantel!  
 Ich kann mich täuschen, gewiß, denn sicherlich gibt es Hunderte  
 brauner Mäntel gleichen Aussehens, — aber der meinige hatte  
 einen so eigenartigen Schnitt, daß ich ihn auch unter Hunderten  
 wohl wiedererkannt hätte, — doch, wie gesagt, ich kann mich ja  
 trotzdem täuschen.

Nun setzt sich der Kerl — ausgerechnet an meinen Nebentisch — er zieht den Mantel aus und hängt ihn unmittelbar neben dem meinigen auf, — das braunfarierte Futter sieht mich an, — und nun, nun erkenne ich meinen alten Mantel mit tödlicher Sicherheit wieder, denn in der rechten Ecke des braunen Futters entdecke ich sofort jenen talergroßen hellen Fleck, den mir einst die ährende Säure eines chemischen Freundes beigebracht hat; ich habe mich also nicht getäuscht.

Ein Gefühl unendlicher Wehmut überkommt mich. Nun hängt dort mein alter unmittelbar neben meinem neuen Mantel. — O, wenn sie reden könnten, diese leblosen Dinge. Was für Geschichten würde da der alte dem neuen erzählen. — Und ich danke meinem Schöpfer, daß sie nicht reden können. Mein lieber, alter, brauner Mantel, was habe ich alles mit dir durchgemacht.

Auch du sahst einst so stolz und elegant aus wie dein neuer Nachbar, — auch du warst einst auf Pimp geliefert, und dein Erzeuger war ein guter Mensch, denn er litt, ohne zu „klagen“, — auch du bist einst angestaunt worden von den neidischen guten Freunden, — und dennoch war auch dein Dasein ein beschränktes, — der ewige Kreislauf aller Dinge — Werden und Vergehen.

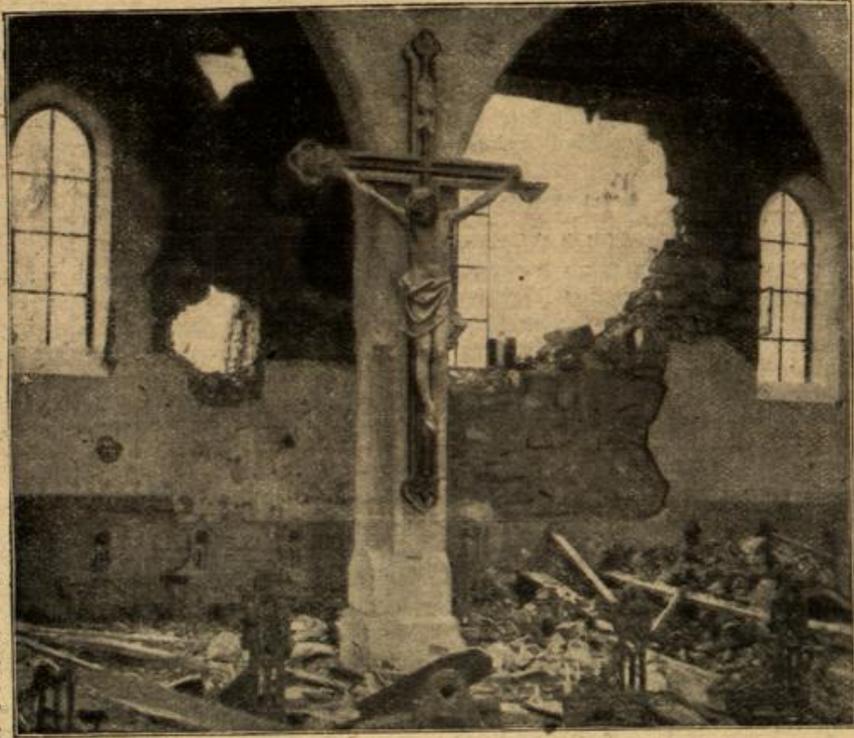
Es juckt mir in allen Fingern. Gar zu gern möchte ich meinen alten Freund ein wenig streicheln, oder mal meinen Kopf an das weiche, schöne Futter anlehnen, — aber nein, es geht nicht, — der ekelhafte Kerl nebenan stört mich, — diese stahlgrauen, harten Augen, die mich so von der Seite her anstarren, sie erschrecken mich förmlich, — es geht nicht, ich wage es aber nicht.



Von der deutschen Heeresverwaltung seit kurzem ange-schaffte Kreuze aus Beton für Soldatengräber. (Mit Text.)  
(Genlert Generalstab.)

nun da beide nebeneinander hängen sehe, den alten und den neuen, da ist es mir fast, als hätte ich den alten lieber als den neuen, so stolz ich auf mein neues Wunderwert bin, — aber der neue ist eben noch zu neu, ich fühle mich noch nicht vertraut und

heimisch mit ihm, während der alte mir drei lange und schwere Winter hindurch treue Dienste geleistet hat, — und in ihm ich gelebt und gelitten, — ihn habe ich



Eine Kirchenruine im Kampfgebiete der Somme.

angezogen, wenn das Zimmer kalt war und der Lieferrant nicht mehr kommen wollte, — ihn habe ich getragen, als ich zum ersten Male mit meinem blonden Lottchen durch den stillen Tiergarten ging, der in seiner terlicher Einsamkeit unsere ganze Schönheit zeigte — er ist mir kein totes Ding mehr gewesen, er hat teilgenommen an meinen Sorgen und Freuden.

Und nun in solchen Stunden, — das tut wirklich weh. Warum mußte ich ihn damals auch verkaufen!

Noch weiß ich den Tag genau, — es war am 1. Mai. Ein Tag voll Sonnenschein und Vogelfang; ein Himmel so blau und klar, wie er den verliebten Leuten strahlte; und Blumenduft und saftstrotzendes junges Gras und lachende frohe Menschen, wohin auch das Auge blicken mochte. Und da das kleine Lottchen angebellt, mit Springen und Lachen, lustig wie immer.

Zaunzend rief sie: „Seh

ich hab' da drüben einen Hut gesehen, den muß ich unbedingt haben! Komm, kaufen wir ihn! Er kostet nur sechzehn Mark.

Mit wehmütigem Lächeln sah ich sie an, sagte gar nichts und zeigte ihr nur meinen Geldbeutel mit sechs Mark Inhalt.

Sie aber meinte lachend: „Nun ja, der Anfang ist ja schon gemacht! Sechs Mark da, also werden sich die andern zehn wohl auch noch finden.“

„Woher?“ fragte ich nur kurz.

Nun aber wurde sie trübselig.

Nervös rief sie: „Woher? Mein Gott, du wirst doch diese lumpigen zehn Mark noch austreiben können!“

„Sag' mir aber nur, woher?“

„Nun, im schlimmsten Falle verlegen wir eben etwas!“

Und dann jubelnd: „Halt, ich hab's! Wir verlegen deinen alten Wintermantel!“

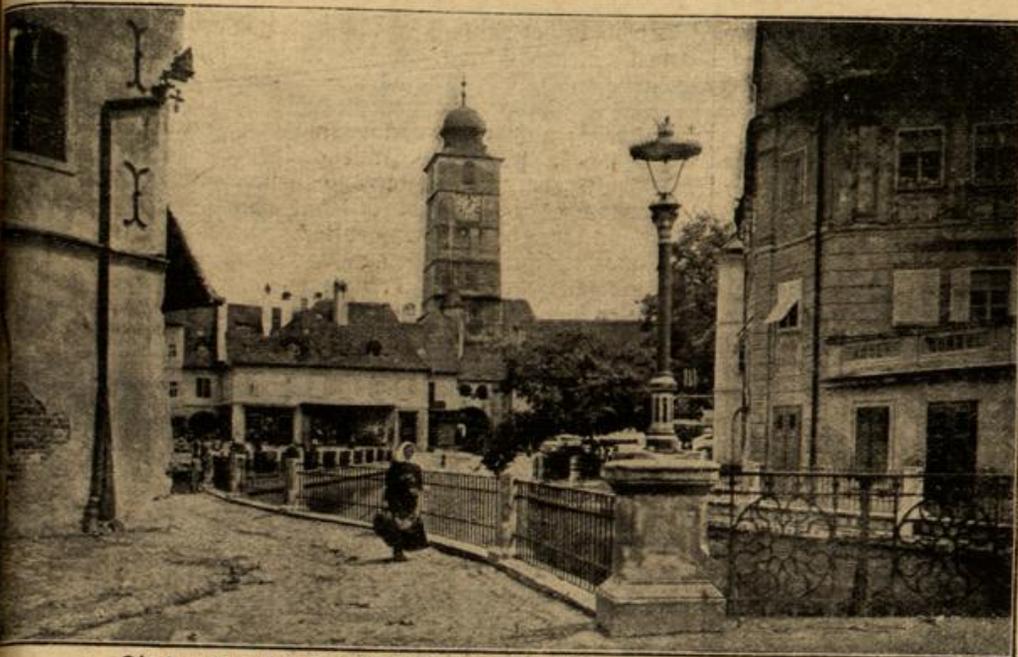
„Denk' ja nicht daran!“

„So? — Aber was halb denn nicht?! —“

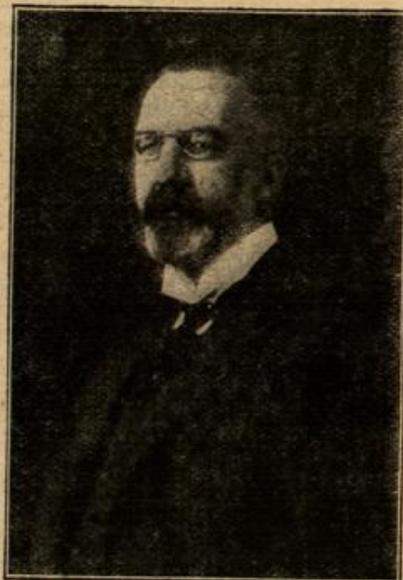


Munitionszufuhr für ein englisches 38-em-Geschütz an der Westfront. (Mit Text.)  
(Genlert Generalstab.)

„So? — Aber was halb denn nicht?! —“



Die von den Rumänen befreite siebenbürgische Hauptstadt Hermannstadt.



Graf Tisza, österr. Ministerpräsident.  
(Mit Text.)

Welt-Fot.-Phot.-Komp., Wien.

...st du ihn etwa als Mottenfutter im Spind hängen lassen? | Na kurz und gut, — nach einer Viertelstunde war so ein Tröbler



S. u. I. Gebirgshaufige auf dem Balkankriegsschauplatz.

da. Ein kleiner, dicker Kerl, der mit seinen dicken, roten Fingern meinen lieben, alten Mantel aufhob, ihn mit prüfenden Augen aufs genaueste untersuchte, auch die Knopflöcher betastete und das Futter besüßte, um diesen dann, geringschäßig die Achseln zudeckend, wieder hinzulegen mit der Bemerkung: „Hat nicht viel Wert für mich.“

Ich wollte auffahren vor Wut, aber Lottchen raunte mir zu: „Laß mich nur machen.“

Und nun begann ein Handeln und ein Feilschen, daß ich sprachlos war; zweimal



Flieger-Vizefeldwebel Windisch. (Mit Text.)

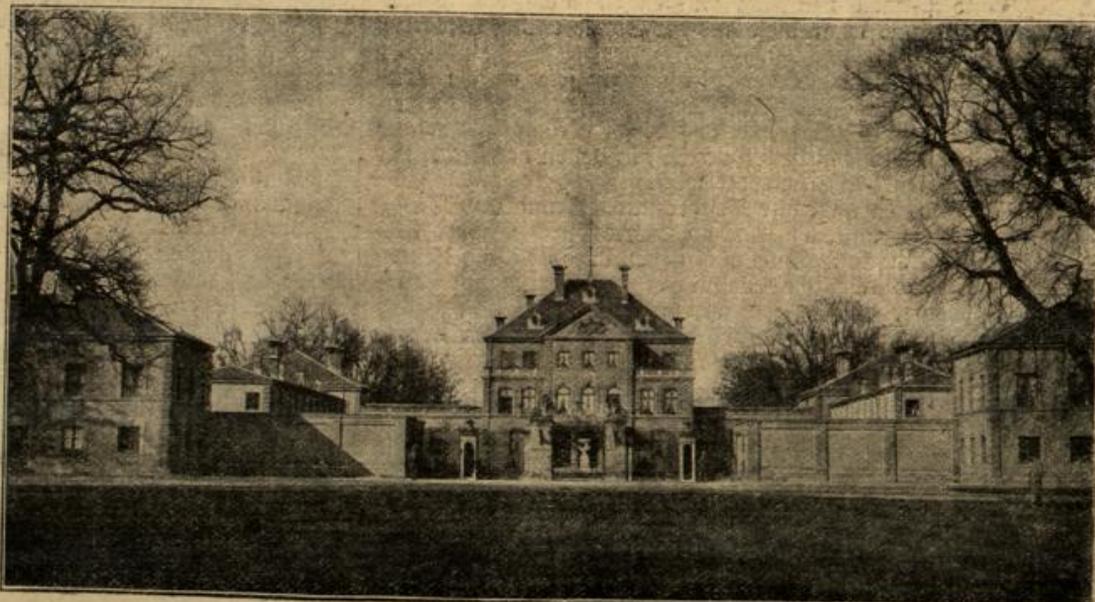
„Im nächsten Winter mußt du doch einen neuen haben!“  
„Ich dachte, ich könnte den alten noch ein Jahr tragen“, be-

ging der biedere Tröbler hinaus, zweimal kam er wieder, und



Kapitänleutnant Otto Herzing.  
(Mit Text.)

„Ich schüchtern. Denkst du? — Nun, wie du sagst, aber das kann ich dir sagen, geh' dann nicht mit dir aus!“



Schloß Fürstenried, wo der unglückliche König Otto von Bayern in geistiger Annachtung die letzten dreißig Jahre seines Lebens verbrachte.

Das weltabgeschiedene Schloß liegt drei Viertel Stunden von München entfernt inmitten des großen Forstrieder Parks.

beim dritten Male bezahlte er endlich fünfzehn Mark, die Lotte verlangt hatte. — Jubelnd nahm sie die fünf Taler und lief hinüber zur Fuhrmachersin.

Wir war, als hätte man mir etwas hinausgetragen, das ich mein Lebtag nicht würde verschmerzen können.

Schon zehn Minuten später war die kleine Hexe wieder da, und auf ihrem Köpchen prangte das dustigste Hütchen, das ich je im Leben sah.

So wurde aus meinem alten Mantel ein neuer Sommerhut.

Während der letzten Viertelstunde habe ich dageessen wie im Traum, hab' auf nichts von meiner Umgebung geachtet und nur meinen alten Träumereien nachgesonnen, die wieder ein Stückchen heiterer und wehmütiger Vergangenheit wachgerufen haben.

Der erste Blick gilt meinem Nachbar.

Poh Bliß, was seh ich! Der Kerl ist fort!

Der zweite Blick gilt meinem Mantel!

Doch was ist das? Der alte hängt ja noch!

Ja, wie geht denn das zu?!

Blötzlich tagt es bei mir: Hilf, Himmel, mein neuer Mantel ist fort! Der Kerl nebenan hatte den alten dagelassen und meinen neuen dafür mitgenommen!

Ich schlage Lärm. Die Kellner laufen zusammen. Der Wirt kommt. Ein wüstes Hin und Her von Fragen und Antworten. Natürlich resultatlos, denn keiner kennt den fremden Menschen.

Schließlich meint der Wirt: „Ich verstehe nur nicht, daß Sie nichts davon gemerkt haben, Sie haben doch dicht dabei gegessen!“

Ich wurde rot. Der Wirt hatte ja recht.

Endlich zog ich meinen alten Mantel wieder an und ging geknickt nach Hause.

Als ich daheim ankam, sah gerade die Lotte am Schreibtisch.

Da sah die kleine Hexe auf und ließ ihre kugeligen Blicke über mich hingleiten. — Maßloses Erstaunen.

„Ja, um Gotteswillen, was ist denn jetzt das!“ licherte sie.

Traurig, wehmütig beichtete ich dann alles.

Und sie lachte, lachte aus vollem Halse und rief: „So ein Wiedersehen!“

Ich aber, ich dachte an den guten, vertrauensvollen Schneider. Armer Mann!

## Kaninchenzucht, Mittel gegen die Landflucht.

Von Ida Wegner. (Nachdruck verboten.)

Wenn ich heute meine Feder im Interesse der Kaninchenzucht ansetze, so geschieht es nicht etwa, um dem Grundbesitzer klarzumachen, daß für ihn keine andere Zucht einen so großen Reingewinn, wie die der Masskaninchen abwirft — wie dies heute ja vielfach getan wird —, sondern nur um darauf hinzuweisen, daß die Kaninchenzucht mir recht geeignet erscheint, ihrerseits auch einen nicht unbedeutenden Teil zur Steuerung der Landflucht beizutragen.

Hin und wieder hat der eine oder andere Arbeiter wohl schon immer Kaninchen gehalten, aber von einer zielbewußten Züchtung kann wohl unmöglich die Rede sein, denn dazu fehlte den Leuten einerseits das Interesse und andererseits das Verständnis. In der vorwiegenden Mehrzahl wurden sie wohl der Kinder wegen gehalten, und wenn diese aus der Schule entlassen waren, wieder abgeschafft.

Bekanntlich fesselt nichts den Menschen so sehr an die ländliche Scholle, wie die Freude an dem Wachsen und Gedeihen von Pflanzen und Tieren, und aus dieser Erkenntnis heraus entstehen auch wohl die Arbeiterkolonien, in denen den Arbeitern beides im reichsten Maße gewährt wird.

Nun aber können nicht alle Besitzer ihren Grund und Boden in solche Kolonien aufteilen, um die Leute durch Erwerb derselben festhaft zu machen. Wohl aber stellen auch sie ihren Leuten große Gärten und reichliche Stallungen zur Verfügung, damit sie sich Schweine, Ziegen, Hühner, vielfach auch Gänse halten können — aber an das Kaninchen, das so recht für den kleinen Mann geschaffen ist, denkt niemand.

Daher möchte ich mit nachfolgenden Zeilen Propaganda für diesen Erwerbszweig machen. Nicht allein, daß die Kaninchen der Fleischnot im eigenen Haushalt ein plötzliches Ende bereiten, sondern sie sind auch heute ein vielbegehrter Konsumartikel, der gut bezahlt wird. Zahlte man z. B. in Berlin für ein Wildkaninchen schon eine Mark bis eine Mark und fünfzig Pfennig in Friedenszeiten, so kann man für ein zahmes, das doch bedeutend größer ist, doch wesentlich mehr erzielen, so daß ein bedeutender Reingewinn pro Jahr bei zielbewußten Züchtern nicht so selten ist. Und die Kosten der Pflege und Haltung eines mittleren Stammes sind so niedrig, daß sie sich in vielen Fällen fast gar nicht berechnen lassen. Nehmen wir als Beispiel einen ländlichen Arbeiter, der

sehr wohl in der Mittagszeit und in den Abendstunden die wenigste Arbeit verrichten kann, die die Zucht erfordert, und diese ausschließlich mit den Abfällen des Hauses ernähren kann.

Das Kaninchen ist äußerst genügsam und frißt alles, was anderweitig nicht mehr verwerten läßt. Das erforderliche Gras findet sich in Hülle und Fülle an Wegen und hinter den Wirtschaftsgebäuden und kann schon von halbwüchsigen Kindern geholt werden, denen dadurch leicht, aber sicher Liebe und Fürsorge für Tiere in das Herz gepflanzt wird. Aber nicht allein als Sommerfutter liefern Wegraine, Grabenränder usw. dem Züchter die nötige Nahrung, sondern man kann sich auch genügende Mengen hiervon trocknen und als Winterfutter aufbewahren, denn der liebe Sommer ist mit seinen Gaben so freigebig, daß man sehr wohl genügende Mengen aufbewahren kann.

Dazu kommen dann im Winter Futter- und Mohrrüben und der so sehr beliebte Grünkohl, der auch für die Kaninchen eine Delikatesse bedeutet. Ferner Kartoffel- und Apfelschalen und alles das, was die Hühner schon lange verschmähen.

Wenn man außerdem noch bedenkt, daß das Halten von Kaninchen auch einen sichtlich Gewinn insofern bringt, daß die Arbeiterfamilien an Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt, ihnen den Sinn für Häuslichkeit und Liebe zur Natur weckt und in den — wenn auch langen — Mußestunden eine angenehme vor allen Dingen gewinnbringende Beschäftigung gewährt, so kann man sie mit gutem Gewissen zur Kaninchenzucht anhalten, die Zeit wird sicher einst kommen, wo sie es dem Besitzer danken werden, der sie zur Zucht anspornte. Ist es dem Besitzer aber erst gelungen, Liebhaber für die Kaninchenzucht unter seinen Leuten zu finden, und lernen sie sie erst kennen, dann werden sie die Kaninchenzucht sehr bald verstehen und schätzen lernen und den klingenden Überschuß sehr wohl zu würdigen wissen.

Nun sei aber allen Anfängern bei Beginn ihrer Arbeit Geduld gepredigt, wenn die Zucht zum Nutzen und zur Freude, anstatt ins Gegenteil umschlagen soll.

Viele Züchter machen nun den Fehler, sobald sie Gefallen an der Kaninchenzucht gefunden haben, daß sie glauben, alle Rassen halten zu müssen, und ernten dann natürlich Scholle statt Nutzen. Dies ist entschieden ein großer Fehler!

Jeder Züchter sollte es sich zur Richtschnur machen, nur immer eine Rasse zu halten, und der sichere Erfolg wird sich schon einstellen. Dem Anfänger ist ferner zu raten, seine Zucht niemals mit Jungtieren anzufangen, sondern zuchtreife Tiere einzustellen. Der etwas höhere Preis, den er für diese anlegen muß, wird durch sie sehr bald eingebracht.

Die Jungtiere des zeitigen Frühjahrs sind auch hier die besten, darum muß darnach gestrebt werden, schon im März, April, ersten Jungtieren im Stall zu haben, die natürlich gut gepflegt werden müssen. Nach dem Werschen muß das Nest unterirdisch werden, und man darf der Häsinn, wenn es eine große Rasse nicht mehr wie vier Stück lassen, sollen sie sich zu kräftigen Tieren entwickeln. Ist es aber eine kleine Rasse, so kann man ihr wohl sechs bis acht Junge lassen. Der Mutter tut nun eine gute Pflege not, und muß sie in der Zeit, da es noch kein Grün gibt, des öfteren etwas süße Milch bekommen. In einem Monat von drei Wochen fressen die Jungen schon alles Futter Grün- und Körnerfutter bekommt ihnen ganz vorzüglich.

In Frankreich, England und Belgien betreibt man die Kaninchenzucht schon jahrzehntelang mit großem Nutzen, und es ist sehr zu wünschen, daß es auch bei uns so weit kommt.

Der Nährwert des Kaninchenfleisches steht erwiesenermaßen von allen unseren Haustieren an erster Stelle. Denn es enthält 32,5 % Nährwert auf, gegenüber 27 % des Schweinefleisches, Hühnerfleisch, das im Geschmack dem Kaninchenfleisch sehr nahe kommt, hat nur 20 %, Rindfleisch 24 % und das so sehr beliebte Kalbfleisch nur 23 %.

Das Kaninchenfleisch läßt sich zu äußerst schmackhaften Speiseherrichten, und lasse ich am Schluß dieser Arbeit verschiedene Rezepte folgen, die gewiß den Beifall der Züchterhausfrauen haben werden, denn sie sind erprobt und, wo einmal gekostet, mit großem Beifall aufgenommen worden.

Das Deutsche Reich zahlt nicht allein jährlich dem Auslande viele Millionen für Eier und Geflügel, sondern auch rund umher Millionen für Kaninchenfelle. Da sieht man, was das Auslande aus der Kaninchenzucht herauswirtschaftet — und was das Deutsche Reich, sollten wir nicht auch können?

Die Zucht beginne man nur, wie bereits oben erwähnt, durchaus zuchtreifen Tieren aus einem gesunden Stall und nicht vor einem überfüllten Stall. Denn nichts ist den Tieren schädlicher, wie ein Empfinden in zu enge Räume. Tritt hier Krankheit auf, dann ist nicht selten der ganze Bestand gefährdet.

Züchtlinge müssen immer einzeln untergebracht werden. Ein solcher Zuchtstamm muß mindestens einen Meter Platz

nen Meter Tiefe und mindestens dreiviertel Meter Höhe haben. Lange Tiere, die man aber mindestens acht Wochen bei der Häsinn fassen soll, kann man später ganz gut in Rudeln von sechs bis zehn Stück in entsprechend großen Käumen unterbringen. Geräumige, helle, luftige, möglichst sonnige, aber zugfreie und ebene Stallungen sind auch den Kaninchen Lebensbedingung und sind unbedingt erforderlich zu einer gedeihlichen Entwicklung, dann auch den erwünschten Erfolg nicht vermissen läßt. Der Landarbeiter hat aber immer auf seinem Hofe ein Plätzchen frei, auf dem er sich von Brettern einen Etagenstall bauen kann, der mit geteilter Dachpappe umgeben allen Witterungsflüssen trost. Die Tür, die im Sommer nur aus einem Rahmen Maschendraht besteht, kann im Winter zweckmäßig aus Holz einer nicht zu kleinen Glasscheibe hergestellt werden. Im Notfalle genügen sogar passende Kisten, die auf- oder nebeneinander gestellt und zweckmäßig für die Tiere hergerichtet werden können.

Für den Anfänger kommt vornehmlich eine Rasse in Betracht, die schnell wächst, beständig fruchtbar ist und äußerst anspruchslos ist. Alle diese Eigenschaften setzen eine gute Gesundheit voraus; denn nur ein Tier, das die nötige Lebenskraft besitzt, kann leistungsfähig und produktiv sein. Es können also nur Rassen in Frage kommen, die sich in kürzester Zeit körperlich hoch entwickeln, also möglichst groß werden und, um der Mastfähigkeit Rechnung zu tragen, viel festes Fleisch ansetzen. Ferner solche, die in bezug auf Wartung und Pflege außer regelmäßiger rationeller Fütterung und ordentlicher Stallreinigung keine weiteren Ansprüche erheben. Als solche ausgesprochenen Fleischlieferanten gelten heute das russische und das belgische Riesentaninchen, sowie das französische Widdertaninchen. — Diese Tiere sind alle schnellwüchsig und erreichen ein Gewicht von sechs bis sieben Kilo. Ein Gewicht, das sich annehmen läßt. Hat man nun von einem Zuchtpaar im Laufe des Jahres vier Würfe mit durchschnittlich fünf Jungtieren, die im schlachtbaren Alter von fünf bis sechs Monaten auch nur sechs Pfund Fleisch wiegen sollten, so hat man über einen Zentner Fleisch äußerst geringen Kosten produziert, von dem die Familie einen Teil selbst verbraucht und den andern zu guten Preisen zu verkaufen kann.

(Schluß folgt.)

### Unmöglich gemacht.

Einer unserer gefeiertsten Pianisten hatte von dem großherzoglichen Hofe zu X. die Aufforderung erhalten, sich zu einer Reihe von Gastspielen daselbst einzufinden. Gern folgte der Künstler dem ehrenvollen Rufe, denn der Großherzog sowohl wie seine Gemahlin waren als gediegene Musikkenner bekannt, und so ließ immerhin erwarten, daß auch ihr Hof und die vornehme Gesellschaft der Residenzstadt Kunstverständnis besitzen würden. Der Pianist sagte zu und erschien am ersten Konzertabend pünktlich in dem schönen Saale, wo die Gastspielserie stattfinden sollte. Ein großes und sehr elegantes Publikum war anwesend, die großherzogliche Familie samt den Hofleuten hatte die obersten Plätze eingenommen. Als der Konzertgeber zu spielen begann, herrschte eine so feierliche, vollkommene Stille, daß man sprichwörtliche Stecknadel hätte können zur Erde fallen hören. Das änderte sich leider, als der Gast nur erst eben mit der Gangnummer fertig geworden war. Eine auserlesene feine geübete Dame benutzte die kurze Pause, um den in Licht getretenen Raum zu betreten. Mit hochehobenem Haupte und prächtiger Haltung schritt sie, untertänig grüßend, an dem überzoglichen Paare vorüber und setzte sich auf den einzigen leeren Stuhl inmitten der Hofgesellschaft. Und nun trat oben erwähnte Änderung ein: kaum berührten des Künstlers Finger die Tasten, als auch die eben gekommene Dame sich an Nachbarin wendete und ein, wie es schien, sehr fesselndes Gespräch mit ihr begann. Die Stimme der zweiten Dame war zu hören, sie antwortete mehr durch Gebärden und zierliche Handbewegung, die Zuspätgekommene dagegen hielt offen die Musik nur für ein lästiges Geräusch, das man am besten

übertönen müsse und plauderte um so lauter, je mehr der Pianist sich anstrengte, ihre schrille Stimme in seinen Tönen zu ertränken. Dieser erfolglose Kampf brachte ihn dermaßen aus der Fassung, daß er plötzlich zu spielen aufhörte. Sofort erhob sich aus der bestürzten Menge der fürstliche Herr und näherte sich dem wie vernichtet dastehenden Musiker. „Ihnen ist doch nicht unwohl geworden?“ erkundigte er sich teilnehmend. Der Angeredete sprang auf, verbeugte sich und stammelte verwirrt: „O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung! Ich muß freilich gestehen, daß ich nicht daran gewöhnt bin, zu spielen, wenn gesprochen wird. Daher kam es, daß ich den Faden verlor. Ich hoffe, daß, wenn ich erst mehrmals hier gespielt habe —“ „Ich bin überzeugt, daß man Sie nicht weiter stört, unterbrach ihn der Großherzog und heftete dabei unter scharf zusammengezogenen Brauen einen ausdrucksvollen Blick auf die Ruheförderin. Obgleich diese Unterredung nicht laut geführt worden war, so hatte sie doch bei der so plötzlich eingetretenen Totenstille jede Seele in dem weiten Saal deutlich verstanden, auch die zu spät gekommene Hofdame. Die Folge war, daß, als jetzt der fremde Künstler das unterbrochene Stück noch einmal von vorn anfang, kein Laut ihn mehr störte. Sobald nun das Konzert sein Ende erreicht hatte, wurde dem Pianisten die Botschaft überbracht, daß der Großherzog ihn zu sprechen wünsche. Er erwartete einen Tadel für seinen Mangel an Selbstbeherrschung und folgte daher diesem Befehle so recht von Herzen widerwillig. Wie angenehm überrascht war er aber, als der hohe Herr ihm nicht nur das höchste Lob für sein Spiel spendete, sondern ihm danach auch mit den Worten die Hand reichte: „Ich muß Ihnen außerdem meine besondere Anerkennung aussprechen für den Mannesmut, mit dem Sie einer bösen Unsitte hier entgegenzutreten wagten. Die Dame, die Sie störte, ist gänzlich unmusikalisch und nahm für sich das Vorrecht in Anspruch, jede musikalische Aufführung totzuplaudern. Da sie hier das Amt der Zeremonienmeisterin bekleidet, wagte niemand, ihr diese Unart zu verweisen, auch ich und meine Gemahlin nicht. Sie ist aber eine solche Erzytramin, daß wir alle sie um jeden Preis loswerden möchten. Da sie nun heute angesichts des Hofes und der Residenz eine solche Krüge empfangen hat, wird sie ohne Zweifel selbst einsehen, daß sie sich für ihren Posten unmöglich gemacht hat und wird um ihre Entlassung einkommen. Und das verdanken wir Ihnen.“



Bezierbild.

Der Förster ist heute weit weg, da können wir spazieren gehen!

Der Großherzog hatte sich nicht verrechnet. Die „Erzytramin“ legte ihr Amt nieder. Der Hof seufzte erleichtert auf. Der fremde Gast, der das Werkzeug dazu gewesen war, wurde zum Hofpianisten des Großherzogs ernannt. C. D.

### Hindenburg.

Du bist der Mann, auf den voll Reid  
 Du bist der Ritter unberzagt,  
 Du bist das Schwert, auf dessen Schneid  
 Du hast das Herrlichste gewagt.  
 Wir bauen und vertrauen.  
 Du bist die zweite feste Burg  
 In diesem bösen Kriege,  
 Denn unser Gott und Hindenburg  
 Verhelfen uns zum Siege!

Johanna W. Rankau.

### Unsere Bilder

Einer der österreichisch-ungarischen Donaumonitore, die im Kampf gegen Serbien und in dem jetzigen Feldzug gegen Rumänien sich durch ihre hervorragende Tapferkeit und ihr kühnes Vorgehen auszeichneten. Sie beherrschen den größten Teil der zwischen Bulgarien und Rumänien fließenden unteren Donau bis in die Nähe von Cernavoda, wie die Rumänen anlässlich ihres verunglückten Donauübergangs bei Rahovo zu ihrem Nachteil erfahren. Denn die Donaumonitore zerstörten die aus Pontons hergestellte rumänische Landungsbrücke, bevor die Artillerie auf das bulgarische Ufer befördert werden konnte, und die Vernichtung von 10—15 rumänischen Bataillonen war die Folge dieser Kriegstat. Auch bei Corabia lieferten die Donaumonitore einen Beweis ihres Nutes, indem sie die dortigen Ver-

teidigungsanlagen niederkämpften, dann in den rumänischen Hafen ein- drangen, die Hafenanlagen zerstörten und die dorthin geflüchteten bewaff- neten russischen und rumänischen Dampfer sowie eine Reihe von Schleppern und Vorratsschiffen versenkten. Gleichzeitig eroberten sie neun österreichisch- ungarische Schlepper zurück. Ihre letzte Heldentat war die Einnahme der Donauinsel Perjina zwischen Nitopol und Swiftov, deren Besetzung durch bulgarische Truppen eine Bedrohung Buzarests bedeutet.

**Von unserer Heeresverwaltung seit kurzem angeschaffte Kreuze aus Beton für Soldatengräber.** Diese Denkmäler zeichnen sich an Stelle der bisher verwendeten Holzkreuze durch außerordentliche Haltbarkeit und Billigkeit aus. Der Preis für ein Kreuz beträgt nicht mehr als 8—10 Mark und ist bereits eine sehr große Anzahl an der Westfront aufgestellt worden.

**Die Munitionszufuhr für ein englisches 38-cm-Geschütz an der Westfront.** Welche Umstände der Maschinerie dazu gehört, um die modernen Riesengeschütze zu ihrer Ver- wendung zu bringen, zeigt deutlich unser Bild. Erst muß, um das Geschütz selbst an Ort und Stelle zu bringen, der Boden ent- sprechend fest untergebaut sein. Meist wer- den diese schweren Geschütze auch auf Schie- nenwegen in die beabsichtigte Stellung ge- fahren und dort eingebaut. Dann gehört eine besondere Anlage dazu, um die viele Zentner schweren Geschütze in die Röhre einzuführen; wir sehen hier auf unserem Bilde eine primitive Hebekrananlage, die diesem Zwecke dient.

**Kapitänleutnant Otto Herfing,** der mit dem Pour le mérite ausgezeichnete U-Boots- kommandant. Er fuhr als erster U-Boots- führer am 25. April 1915 mit U 51 von Wilhelmshaven durch die Straße von Gibrat- tar nach den Dardanellen, die er am 25. Mai 1915 erreichte. Innerhalb der ersten zwei Tage nach seinem Eintreffen torpe- dierte er dort die beiden britischen Kriegs- schiffe „Triumph“ und „Majestic“. Seitdem hat er sich besonders im Mittelmeer als U-Bootsführer ausgezeichnet.

**Karl Graf Stürgg, österreichischer Ministerpräsident,** wurde in Wien von einem politischen Fanatiker erschossen. Aberspannte politische Anschauungen und Neizbarkeit schei- nen den Täter zu der Tat getrieben zu ha- ben. — Sein Opfer stand seit 1911 an der Spitze des österr. kais. Ministeriums. Be- reits im Oktober 1911 hatte ein dalmati- scher Sozialist im Reichsrat fünf Schüsse ge- gen Stürgg abgefeuert, von denen ihn nur einer leicht am Arme streifte. Graf Stürgg war ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts, und es wurde besonders in letzter Zeit viel erörtert, daß er das österreichische Parlament während des ganzen Weltkriegs nicht einberufen hatte.

**Flieger Bisetznowel Windisch.** Der in einem der letzten General- stabsberichte genannt tapfere Flieger, welcher den Oberleutnant von Cossel (dessen Bildnis wir ebenfalls brachten) hinter der russischen Front absetzte und, nachdem dieser die Bahn Kowno—Brody an mehreren Stellen gesprengt hatte, wieder abholte und wohlbehalten hinter die deut- schen Linien zurückbeförderte. Windisch stammt aus Dresden und war früher Fluglehrer in Leipzig-Lindenthal.

**Allerlei**

**Ein Leidensgefährte.** Mutter: „Junge, warum drückst du denn den Stiefel so eng an dein Herz?“ — Sohn (Lehninge): „Weil wir Leidensbrüder sind.“ — Mutter: „Wieso denn?“ — Sohn: „Nun, weil wir beide immer gewicht werden.“

**Waltherbe** ging eines Abends spät, eine Laterne in der Hand, nach Hause, als er einem Edelmann begegnete, der ihn durch Erzählungen un- wichtiger Begebenheiten lange aufhalten wollte. Aber Waltherbe brach kurz ab und sagte: „Leben Sie wohl, Sie lassen mich hier für fünf Sous Licht verbrennen und alles, was Sie mir erzählen, ist nicht sechs Heller wert!“

**Motivierte Ablehnung.** Als der später berühmte Geheimrat Heim- sich noch in jüngeren Jahren befand, wurde er sehr häufig zu einer schon majoremnen aber noch immer unverheirateten Dame gerufen, deren Krankheit fast nur in der Einbildung bestand. Ärgerlich über die unbe- queme Patientin, rief er eines Tages, als sie ihn wieder ohne triftige Gründe hatte rufen lassen: „Wissen Sie was, mein Fräulein, heiraten Sie, dann wird Ihre Krankheit mit einem Male gehoben sein.“ — „Ja, ja, Sie haben recht, Herr Doktor, antwortete sie nach kurzem Bedenken. „Wissen Sie was — heiraten Sie mich.“ — „Ach nein,“ entgegnete der junge, hübsche Heim, „wir Ärzte verschreiben zwar die Arzneien, aber wir nehmen sie nicht selbst ein!“

**Ein Charakterzug Kaiser Alexander I.** Der Graf Czernitschew war vom Kaiser Alexander mit dem Auftrage nach Frankreich gesandt worden, so viel als möglich von dem Operationspläne Bonapartes bei dessen Ein- fall in Rußland zu erforschen; es glückte ihm auch, er fand Verräter in dem französischen Kriegsministerium, unter denen sich auch ein gewisser Michel befand, der, als der Verrat — freilich zu spät, als daß man den Grafen hätte einholen können — an den Tag kam, enthauptet wurde. —

Bei dem siegreichen Einzuge Alexanders in Paris hat ihn jemand um eine Anstellung zum Dank für die Dienste, welche er früher dem Grafen Czernitschew geleistet habe. — Der Kaiser antwortete: „Ich bezahle die Soldaten und Verräter — Dank bin ich ihnen nicht schuldig.“

**Gemeinnütziges**

**Birnentompott.** Nicht allzu reife Birnen schält man, teilt sie in Viertel, schneidet das Kernhaus heraus, gibt sie mit etwas Wein in eine Kasserolle, fügt etwas Zitronenschale dazu und dünstet die Birnen so voll- ständig weich. Den Saft gibt man ein und gießt ihn über die Birnen.

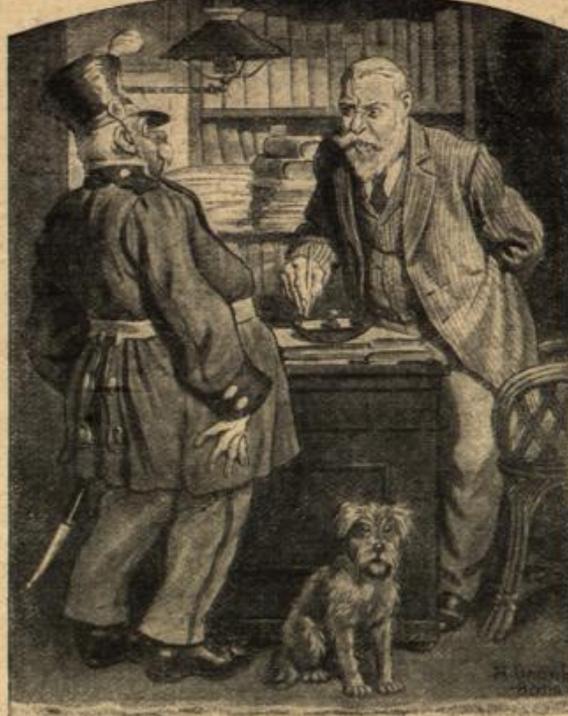
**Peffernisse.** 10 Eier rührt man mit 1 Kilo Zucker zu schaumiger Masse, ver- mengt diese allmählich mit 25 Gramm Zimt, 10 Gramm Nelken, je 2½ Gramm Muskatblüte, Vanille, Kardamom, Orangol und Mandeln nach Belieben, 12 Gramm Hirschhornsalz und 1/8 Kilogramm Weizen- mehl. Dieses wirkt man gut aus, rollt es zu einer etwa 1 Zentimeter dicken Platte aus, sticht davon kleine Stücken aus und legt sie auf ein mit Wachs bestrichenes Blech. Sie bleiben so stehen, bis sie eine leichte Kruste bekommen, und werden dann bei gelinder Hitze gebacken.

**Kofosnignatröndchen.** 500 Gramm feingeraspelte Kofosnüsse, ebensoviel Zucker werden mit 8 bis 10 Eiweiß auf ganz gelin- dem Feuer gerührt, bis die Masse gelblich- warm ist. Dann wird sie wieder tüchtig- last gerührt. Alsdann werden auf gelin- dertem und mehrlüfterstäubtem Blech Stük- chen mit dem Löffel geformt und diese in gelinder Hitze gebacken.

**Gefrorene Zwiebeln** lasse man un- gerührt liegen. Wenn sie von selbst langsam wieder auftauen, verlieren sie ihre Brauch- barkeit und ihren Handelswert nicht.

**Champignons** müssen täglich geerntet werden. Sonst werden die Pilze zu groß, die Hüte platen auf und die Champignons haben ihren Wert verloren. Die beim Ab- ernten entstehenden kleinen Lüden werden sorgfältig wieder mit Sand zugefüllt.

**Schwächende Nachtische,** die bei man- chen chronischen Krankheiten vorkommen, lassen sich durch abendliche Abreibungen mit Franzbranntwein vermindern oder verhin- dern. Nach dem Waschen mit Seifenwasser, dem 5 Prozent Alkohol zugesetzt wurde und Bekleben des nassen Rohres mit Schwefelblüte. Nachdem letzteres angetrocknet ist, wird es mit einer starken Bürste wieder entfernt.

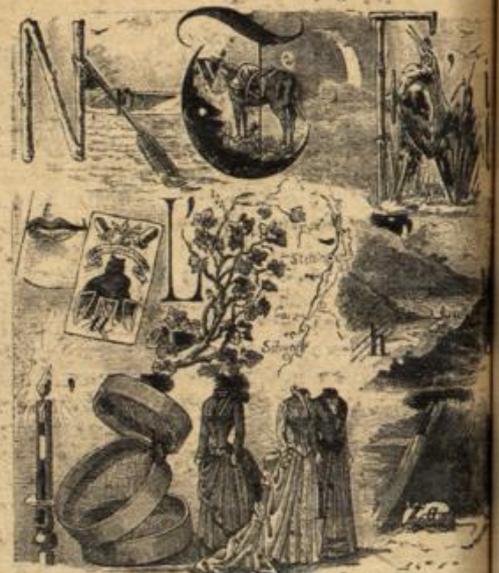


**Überflut.**  
Kuntmann: „Sie haben den verachteten Landstreicher, den Sie schon verhaftet hatten, nicht allein laufen lassen, sondern ihn genderein noch mit Geld versehen?“  
Polizist: „Herr Kuntmann, der Herr sagte, er sei choleraverdächtig, und da wollt' ich ihn so schnell als möglich von uns fort haben!“

**Logogriph.**

Mit einem M zieht keine Welle  
Dahin zu dir bekanntem  
Strand.  
Kommt aber K an dessen  
Stelle,  
Ist's feste Stadt im deut-  
schen Land.  
Julius Feld

**Bilderrätsel.**



**Treppenrätsel.**

A	A	A	A	E
E	H	P	R	
R	S	S		
T	T			
U				

Nach Ordnen der Buch- staben bezeichnen die sich entsprechenden Leertreppen und waagrecht Reihen (1) Einen Geißlichen, 2) Einen alttestamentlichen König, 3) Eine Natur- erscheinung, 4) Ein Pär- wort, 5) Einen Laut.  
Julius Feld.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:**

Feldhird, Ede, Lerche, Dreieck, Kreide, III, Reif, Chile, Hüße. — Feldhird.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Heitler, gedruckt und heraus- gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.